

„Antiker Schrott“

Ein römisches Instrument zur Extraktion von Pfeilen

Kurt Garnerus

Der Autor sammelt antike Metallgegenstände, weggeworfen von den ehemaligen Benutzern, heute sozusagen antiker Schrott. Der Kunsthandel kann mit diesen – meist nicht in gutem Zustand erhaltenen – Überbleibseln wenig anfangen, den Museen sind sie nicht attraktiv genug, aber als Ruheständler besitzt Dr. med. Kurt Garnerus die nötige Muße zu überlegen, was Römer oder Griechen wohl mit diesen metallischen Überresten anfangen haben mögen.

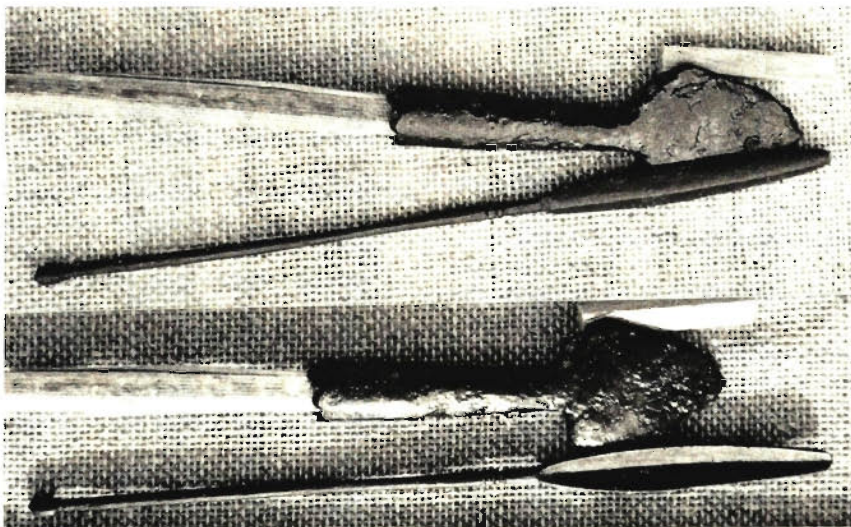
Römische Bildhauer der Kaiserzeit verfügten über ein wesentlich differenzierteres Handwerkszeug, als wir es heute benutzen. In der Kärntner Ausgrabungsstätte Magdalenenberg wurde ein Händlerlager völlig rostfreier Steinmeißel gefunden, die aus dem stahlharten norischen Eisen geschmiedet, nicht nur durch ihre Griffigkeit und Formschönheit, sondern auch durch ihre vielfältigen Abstufungen bestachen.

Bewußte Spezialisierung ärztlicher Instrumente

Doch was dem Werkzeug des Steinmetzen recht war, dürfte auch für

die Behandlung lebender Menschen billig gewesen sein! So darf es nicht verwundern, daß zur Erlangung optimaler Erfolge das Besteck des römischen Arztes weitgehend differenziert und spezialisiert war, wie wir aus verschiedenen Funden wissen (Pompeji, Bingen). Leider sind uns kaum Gebrauchsanweisungen überliefert, so daß wir aus der Form der Instrumente die jeweils vorgesehene Aufgabe herausfinden müssen.

Instrumentenbauer benötigten keine Lehrbücher, ihr Können und ihre Erfahrungen wurden schon aus Wettbewerbsgründen nur mündlich weitergegeben.



Der in Carnuntum bei Wien gefundene Pfeilentferner zusammen mit einem ebenfalls aus Carnuntum stammenden Pfeil

Die variable Formgebung ist mehr ein Hinweis auf eine bewußte Spezialisierung ärztlicher Instrumente als ein Produkt des Zufalls und der Willkür. Ein gutes Beispiel hierfür sind die unzähligen Variationen eines Instrumentes, das aus einem Löffel und einer Sonde kombiniert ist. Für dieses Instrument kennen wir lediglich die Deutung „Ohrschmalzentferner“ oder „Scharfer Löffel“.

Komplikationslose Entfernung von Pfeilen

Das hier beschriebene Instrument wurde in Carnuntum bei Wien gefunden. Es entstammt dem zweiten oder dritten nachchristlichen Jahrhundert und ist kaum korrodiert. Eine ganz spezielle Funktion läßt sich ihm zusprechen: Es diente zur komplikationslosen Entfernung von Pfeilen aus menschlichem Gewebe. Die Einschußwunde eines Pfeils war dank seiner Keilform sowie der Elastizität menschlichen Gewebes harmlos gegenüber den Wunden, die beim Herausziehen des Pfeilgeschosses verursacht wurden. Mit voller Absicht war die Pfeilrückseite stumpf oder mit Widerhaken versehen, und außerdem lag sie quer zum Einschußkanal.

Das Instrument von Carnuntum ist ein pfeilgroßer gratiger und gebogener Löffel, der nach der offenen Seite hin gewölbt war, also so geformt war, daß er um eine Pfeilhälfte gelegt werden konnte. Um iatrogene Verletzungen bei der Einführung zu vermeiden, sind die Kanten stumpf und die Spitze abgerundet gehalten. Mit dem zugleich als Knopfsonde dienenden Griff konnte die Lage und Tiefe des Pfeiles ausgelotet werden. Der Griff ist auffällig dünn gehalten: Einmal wegen der Enge des Schußkanals, und zum anderen war eine gewisse Biegsamkeit erwünscht, um bei breiten Geschossen, wie es auf dem Foto der Fall ist, eine bessere Anlegung zu erreichen.

Natürlich brauchte man noch ein zweites Gerät für die andere Pfeilhälfte. Waren beide Instrumente um

„Antiker Schrott“

die aktiven Teile des Pfeils gelegt, ließ er sich so, abgeschient, gefahrlos am Schaft herausziehen. Meines Wissens ist dieses Instrument bisher nicht publiziert.

„Löffel des Diokles“

Eine andere Konstruktion eines Pfeilentferners wurde im vierten vorchristlichen Jahrhundert von dem Griechen Diokles aus Karystos entwickelt. Dieser „Löffel des Diokles“ hatte das Aussehen eines Schuhlöffels und besaß unten eine Öffnung, in welche sich die Pfeilspitze verfangen sollte. Er lag offensichtlich bei der Extraktion parallel zum Pfeilgeschöß. Die Kanten des Pfeils waren also nicht abgedeckt, er weitete aber den Schußkanal und konnte auf diese Weise stärkere Verletzungen bei der Extraktion vermeiden.

Um das Herausziehen mit Hilfe des Schaftes zu verhindern, waren auch Pfeile in Gebrauch, die nicht den Schaft fest mit einer Tülle umschlossen; diese besaßen einen glatten Dorn, der einfach in den Schaft gesteckt wurde, eine höchst labile Verbindung, die sich spätestens bei der Pfeilextraktion löste.

Zur Entfernung von Pfeilen ohne Schaft benutzten die Wundärzte eine Art Kugelzange, deren genaue Konstruktion mir nicht bekannt ist. Diese Operation ist auf einem pompejanischen Wandgemälde aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. dargestellt, das heute im Nationalmuseum in Neapel zu sehen ist. Der Dargestellte ist Aeneas, von der Zange sind leider nur die Griffe sichtbar, der fassende Teil steckt in der Wunde.

Rückschlüsse auf chirurgische Technik der Antike

Das Foto auf Seite 2213 zeigt das beschriebene Instrument zusammen mit einem ebenfalls aus Carnuntum stammenden Pfeil. Leider stand mir kein schlankerer Pfeil zur Verfügung, er hätte die Technik der Extraktion überzeugender darstellen

können. Sicherlich hatte der römische Truppenarzt für breite Geschosse auch entsprechend geformte Geräte in seinem Arztbesteck.

Mit dieser kleinen Betrachtung sollte darauf hingewiesen werden, daß die Konstruktion eines Instrumentes Rückschlüsse auf die antike Technik der Chirurgie erlaubt. Ihre praktische Logik hatte die Römer zur Weltherrschaft befähigt. Sie verstanden es, selbst die unscheinbarsten alltäglichen Dinge so zu gestalten und bis ins kleinste Detail zu vervoll-

kommen, daß diese Dinge jahrhundertlang nicht verbessert werden konnten. Diesem Gesetz unterlagen auch die ärztlichen Instrumente der römischen Kaiserzeit. So müßte es also möglich sein, vom Instrument her auf die vorgesehene Anwendung zu schließen und dadurch neue Erkenntnisse über die Fähigkeiten römischer Ärzte zu gewinnen.

Anschrift des Verfassers:
Dr. med. Kurt Garnerus
Buschstraße 10
4925 Kalletal 8

Arzt – und Poet dazu

Joachim Brandtner

Joachim Brandtner, homöopathischer Arzt in Worms, bereits vorgestellt in der Arzt-Poet-Spalte im DEUTSCHEN ÄRZTEBLATT, Heft 10/1972, legt ein Gedicht vor, in dem „das Umschlagen von der beruflichen Routine ins persönliche Mitleiden festgehalten ist, ein Gefühlsmoment, das uns trotz politischer und materieller Ungereimtheiten unseren Beruf noch immer wertvoll erscheinen läßt“. Edith Engelke

Die Augen von Frau Gläser

*Sie liegt im Bett und kann sich nicht bewegen,
ich hab' sie lang nicht mehr besucht,
ich fühle ihres alten Herzens langsam Schlagen,
blick nach der Tür und denke an den Wagen,
der mich gleich weiterbringt
zu andern Kranken, die schon warten.
Mit über achtzig wär' der Tod ein Segen!
Die Tochter, abgestumpft vom Leben,*

^{*)} Die Anschrift von Dr. med. Dr. Joachim Brandtner lautet: Andreasstraße 6, 6520 Worms 5

*pfl egt, füttert sie und hält sie rein
und gibt mir nun den Kranken-
schein,
will ein Rezept noch mit verschied-
nen Pillen,
die soll'n der Alten ihre Schmerzen
stillen.
Ich schau' ihr forschend ins Gesicht,
ein langes Leben hat's verwittert,
ich sehe, wie ihr Mund ein wenig
zittert,
dann fällt mein Blick auf ihre Augen,
die schau'n mich an mit freundlich
mildem Blick,
doch scheint es mir, als ob sie
saugend
voll Fragen an mir hängen
und mich mit Bitten heiß bedrängen,
als riefen sie „Komm bald zurück!“
Sie kann schon lange nicht mehr
reden,
ein Schlaganfall lähmt ihre Zunge,
drum schlagen ihre Augen auch die
Brücken
zur Umwelt, sagen uns, was sie be-
drücken.
Mit einer Hand, die nicht gelähmt,
hat sie die meine fest gehalten.
Ich hab' mich innerlich geschämt,
dabei ihr übers dünne Haar gestri-
chen,
das strähnig von der Zeit verblichen,
und freundlich zugenickt der Alten
„Ich komm' bald wieder nach Euch
seh'n!“
Die Augen leuchten . . . , ich muß
geh'n.*